



Melmoth

Roman

SARAH
PERRY

eichborn

Thea natürlich, denn sie ist eine furchtbare alte Hexe, wenn auch auf ihre Weise sehr unterhaltsam. Sie lebt sehr zurückgezogen, mit Seifenopern und Süßigkeiten.« Er hatte Helen einen skeptischen, aber wohlwollenden Blick zugeworfen und ergänzt: »Möglicherweise kommt es dir sogar gelegen, eine Zelle mit jemandem zu teilen, den du nicht ausstehen kannst?« Ein Zettel wurde beschrieben und eingesteckt, ein Telefonat geführt, *und da sind wir nun*, denkt Helen. Albína hat sich im Gewebe der Altbauwohnung festgesetzt wie ein hartnäckiger Fleck. Ihr Geruch klebt an den Teetassen, im Waschpulver und zwischen den Seiten der Wörterbücher im Regal. Helen erträgt ihn, wie sie alle Unannehmlichkeiten und Härten erträgt, mit viel Geduld und als gerechte Strafe.

»Tja, dann«, sagt sie in Erwartung einer Stichelei, die sich womöglich auf ihre eintönige Kleidung beziehen wird, auf ihr langweiliges kleines Leben oder ihr beschämend schlechtes Tschechisch. Aber nichts passiert.

»Tja, dann«, sagt Albína, verschwindet in der engen, überheizten Wohnhöhle und knallt die Tür hinter sich zu. Was soll's! Eine Atempause, ein ungestörter Abend, und in der Tasche Hoffmanns Manuskript. Helen hängt ihren Mantel an die Garderobe, stellt die Stiefel darunter und kocht eine Kanne schwachen schwarzen Tee. Sie trägt die Kanne in ihr Zimmer und stellt sie neben den Papierstapel auf dem Schreibtisch. Im Licht der nackten Glühbirne steht sie eine ganze Weile reglos und allein auf dem haferschleimfarbenen Teppich. Ist ihr mulmig zumute? Ein bisschen vielleicht. Plötzlich werden ihre Unterarme kalt, die Härchen sträuben sich, und in ihrer Brust tut sich ein Vakuum auf, als nähme das Herz Anlauf zu einem verstolperten Schlag. Es fühlt sich an, als würde sie von leblosen, gierigen Augen gemustert. Sie dreht sich um, doch da ist nur der Bademantel am Haken, die Tasche auf dem Bett. Anscheinend ist Karels Krankheit ansteckend; sie erinnert sich (ihr Herz schlägt schneller), dass sie als Kind und Jugendliche überzeugt war, irgendwie anders zu sein. Wie die meisten jungen Menschen war sie der Meinung, dass sie unmöglich so gewöhnlich sein konnte, wie sie erschien. (Da ist noch ein anderes Gefühl, das sie aber schnell wieder unterdrückt, die Erinnerung an einen kalten Blick, der ihren Nacken streift, als sie das Unvorstellbare tut.)

Sie setzt sich an den Schreibtisch, holt das Manuskript heraus und nimmt die Lesebrille aus dem Etui. Schon kommt ihr die akkurate Handschrift vertraut vor, ja, auf einmal ist es, als zerflösse die Tinte auf dem Papier und als verwandelte die Schrift sich in sauber gedrucktes Englisch: Sans Serif in zwölf Punkt. Helen trinkt einen Schluck bitteren Tee und beginnt zu lesen.

HOFFMANNS MANUSKRIFT

Ich heiße Josef Ademar Hoffmann. Mein Vater trug denselben Namen, und auch mein Großvater. Ich wurde im Jahr 1926 in der unabhängigen Tschechoslowakei geboren, in einem Dorf am östlichen Ufer der Eger.¹ Das Land meiner Geburt war nur acht Jahre älter als ich; wäre es ein Kind gewesen, es hätte vielleicht noch Hilfe beim Schuhebinden gebraucht.

Mein Vater war als Untertan der böhmischen Krone im Kaiserreich Österreich-Ungarn zur Welt gekommen. Dass seinem Sohn dieses Geburtsrecht verwehrt blieb, war für ihn ein nie versiegender Quell der Verbitterung. Den Großen Krieg und den Zerfall seiner Heimat fasste er als persönliche Kränkung auf. Er trank, was immer er in die Finger bekam, und schärfte mir bei jeder Gelegenheit ein: »Vergiss nicht, dein Blut ist in diesem Boden, und der Boden ist in deinem Blut!«

Wir bewohnten ein kleines Haus unweit des Flusses. Die Gegend war berühmt für ihr Glas, und die Hoffmanns arbeiteten schon in der fünften Generation als Glasbläser. Wenn ich am Kuchfenster saß, konnte ich den Sohn des Metzgers vorbeigehen sehen, oder Herrn Schröder, der in der Schlacht um Verdun verwundet worden war und zwanzig Jungs in der Dorfschule unterrichtete. Seine Schrapnellnarbe war uns vertrauter als die lateinischen Verben, die er uns einzublauen versuchte. Wenn ich heute an jene Zeit zurückdenke, ist es, als würde ich in einen Schrank voller Krempel blicken. Einige Gegenstände sind von einer dicken Staubschicht überzogen, andere hingegen deutlich zu erkennen: eine Glasvase mit erstarrten Luftblasen, darin der Atem eines Vorfahren, der einst in den böhmischen Wäldern lebte; eine einsame Champagnerflote, ebenso schön wie nutzlos, aus der Manufaktur Moser; der Nahkasten meiner Mutter; der Korallenring, an dem ich mir einmal einen Zahn abbrach; Knöpfe vom Waffenrock eines Hauptmanns der Kavallerie; ein wie eine grüne Glas-Chrysantheme geformter Moldavit.²

Wahrscheinlich haben meine Eltern mich geliebt, wie alle Eltern ihr Kind lieben; aber müsste ich einem Gericht Beweise dafür vorlegen, käme keine Jury zu einem Urteil und kein Richter zu einem Strafmaß. Ich kann sie nicht ehren, wie ein guter Sohn seine Eltern ehren sollte. Die Gedanken meiner Mutter kreisten hauptsächlich um ihre Einkäufe beim Dorfkramer und um Ausflüge in die umliegenden Kleinstädte, welche sie gemeinsam mit Frauen unternahm, die sie angeblich nicht leiden konnte. Sie kochte täglich, und ich war immer anständig gekleidet, aber ich kann mich nicht erinnern, dass sie jemals etwas für mich getan hätte, das nicht unbedingt nötig gewesen wäre. Anders als die Mütter meiner Schulkameraden nähte sie keine Stoffblumen auf Leinen, sie sang beim Kartoffelschälen

keine Kunstlieder und versuchte auch nie, den Fluss zu zeichnen, der direkt vor unserer Haustür unter rauschenden Linden dahinströmte. Sie redete unablässig, wobei sie es schaffte, ihr erschöpfendes Wissen über alle Ereignisse und Skandale in allen Städten fünfzehn Kilometer stromauf- und stromabwärts der Eger ohne jeden Witz und Verstand vorzutragen. Ich mochte sie nur, weil ich ihr Sohn war. Der Charakter meines Vaters setzte sich aus den Eigenschaften anderer Männer zusammen: Die Leistungen und Eigenarten meines Großvaters, meines Urgroßvaters, meiner Großonkel und so weiter waren alles, worauf er stolz sein konnte. Im Nachhinein sehe ich ihn wie einen Spiegel an der Wand: leer, solange nicht ein anderer davorsteht. Im Alter von achtzehn Jahren war er am Glasofen schwer verletzt worden. Der Unfall hatte zwei Finger seiner rechten Hand verschmelzen lassen und ihn damit vor dem Militärdienst bewahrt. Er schämte sich sehr dafür und war insgeheim der Überzeugung, er hätte, wenn er seinem Land nur mit der berühmten Hoffmann'schen Tapferkeit hätte dienen können, den Ausgang des Krieges zu unseren Gunsten beeinflussen können. In den Kriegsjahren vor meiner Geburt legte er regelmäßig die Uniform eines verstorbenen Verwandten an – blaue Jacke mit roten Tressen und Plisseefalten über dem Gesäß, dazu eine Mütze mit goldfarbener Kokarde –, marschierte betrunken über den Dorfplatz und klopfte mit dem Heft seines Säbels an die Türen fremder Leute, die einen Sohn verloren hatten und denen er seine Glückwünsche entbieten wollte. Nur selten sieht ein Sohn den eigenen Vater durch die Augen der Nachbarn, aber bei uns war es genau so. Ich hasste ihn dafür, und ich verachtete meine Mutter, weil sie in die Heirat eingewilligt hatte. Ehrlich gesagt habe ich mich in späteren Jahren von einem Teil meiner Scham und meiner Schuldgefühle gelöst und sie ihnen zugeschoben, weil sie es vielleicht nicht böse meinten, mir aber dennoch nichts Gutes taten. Ich war ihnen nackt und hilflos in die Hände gefallen, mein Verstand ein unbeschriebenes Blatt. Was hätte nicht alles aus mir werden können, hätten sich bessere Menschen meiner angenommen? Denn bei uns zu Hause gab es nichts als das Geschwätz meiner Mutter und die Eitelkeiten meines Vaters. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie je ein Buch gelesen oder mich in die Lehren der Kirche eingewiesen hätten; sie haben mich auch nicht unter den Sternenhimmel geführt, um mir den Orion und den Großen Bären zu zeigen. Wir besaßen keine Musikinstrumente und keine Bilder außer einem Porträt des abgesetzten Kaisers. Hätte ich mich später anders verhalten, wenn ich die *Ode an die Freude* gehört, Schillers Hymne an den Götterfunken auswendig gelernt oder Augustinus' *Bekenntnisse* gelesen hätte? Womöglich hätte ich mir gewünscht, ich könnte Faust den Handel ausreden? Aber meine Eltern waren dumm und haben ein dummes Kind nur noch dümmer gemacht.

Die Verletzung meines Vaters schloss eine Laufbahn als Kunsthandwerker aus, doch er hatte ein gutes Zahlengedächtnis, und als ich neun Jahre alt war, bot ihm die Glasmanufaktur Moser eine Stelle in Karlsbad an.³ Nichts hätte ihn glücklicher machen können. Meine Mutter unternahm lange Spaziergänge, um das neue Kleid mit den bezogenen Knöpfen und dem steifen Unterrock vorzuführen, und beim Kirchenbesuch warf mein Vater mit vollen Händen klimperndes Kleingeld in die Kollekte. Der Name Moser war uns bald heiliger als der Name Gottes. Ob ich wisse, fragte mich mein Vater, dass der Heilige Vater im Vatikan, Papst Pius XI., ein komplettes Trinkservice der Firma besitze?

Dass der Oberglasbläser am Ende eines Arbeitstages jede Schüssel und jede Vase persönlich überprüfe und acht von zehn Stücken aufgrund unverzeihlicher Fertigungsfehler zerschlage, die kein anderes Auge je entdeckt hätte? Alle hatten geglaubt, dass auch aus mir einmal ein Glasbläser werden würde, und im Alter von neun Jahren konnte ich die chemische Formel des berühmten Moserkristalls aufsagen wie ein frommes Kind das Glaubensbekenntnis. Ich wusste, dass es darauf ankam, Silizium, Sodaasche, Potassium und Sandstein auf 790 Grad Celsius zu erhitzen, doch in der Schule tat ich mich nicht sonderlich hervor. Ich hatte keine Talente oder Lieblingsfächer und hegte keinerlei Ehrgeiz. Ich war zufrieden und aß, was immer mir vorgesetzt wurde.

Ungefähr zu jener Zeit zeigten sich bei mir die ersten Symptome einer Erbkrankheit, oder wenigstens habe ich es lange so genannt. Aus heutiger Sicht muss ich zugeben, dass ich mich hinter dieser Sichtweise versteckt habe. Eigentlich hätte ich das Phänomen als ein Kleidungsstück betrachten müssen, das man mir umgehängt hatte und das ich widerspruchslos trug, obwohl ich es jederzeit hätte abwerfen können.

Nach seinem ersten Arbeitstag in der Glasmanufaktur Moser kam mein Vater nach Hause und sagte zu meiner Mutter: »Sie sind Juden, das mag schon sein, aber sie sind Juden der guten Sorte. Man kann ihnen wirklich trauen.« Ich hörte seine Worte, ohne überrascht oder empört zu sein. Eines der wenigen Bücher, die ich besaß, hieß *Trau keinem Fuchs*, und ich hatte ungefähr verstanden, dass es vor den Juden warnte. Dass man diese Leute angeblich mühelos anhand ihres schwefligen Geruchs identifizieren konnte, erschien mir nur logisch, denn hatten sie nicht vor vielen Jahrhunderten die Brunnen der Christen vergiftet und die Hostie entweiht? Waren sie nicht aus unerfindlichen Gründen nachts losgezogen, um Christenkinder zu verschleppen? Dass die Juden, denen ich in Karlsbad allenthalben begegnete, sich von den Christen nicht weiter unterschieden, konnte diesen Knick in meinem Denken nicht ausbügeln. Obwohl ich nicht behaupten kann, dass meine Eltern mich jemals Bigotterie gelehrt hätten, kamen sie in ihren alltäglichen Unterhaltungen immer wieder auf den Fall Hilsner⁴ zu sprechen, an den beide sich noch gut aus ihrer Jugend erinnern konnten. Weil sie schlichte Gemüter waren, ergötzten sie sich daran wie an einer Schauergeschichte. Wahrscheinlich trug das indirekt zu meinem Hass bei.

Aus jenem Lebensabschnitt kann ich mich nur an einen Vorfall glasklar erinnern. Mein Schulweg führte über einen schmalen Pfad an einem Weizenfeld vorbei, und im Winter sah ich oft, wie der Bauer Steine vom Acker aufflas. Derselbe Bauer stellte immer eine Sitzgelegenheit auf das Feld, auf der ich ihn jedoch nie ausruhen sah. Im Winter war es eine Holzkiste, im Sommer ein Heuballen. Einmal stand da sogar ein Esszimmerstuhl in den Ackerfurchen, doch wahrscheinlich hatte die Bauersfrau sich beschwert, denn kurze Zeit später war der Stuhl wieder verschwunden. Mein Wissensdrang zu jener Zeit war schwach, mein Verstand träge. Vermutlich hatte ich Tausende andere Wunder übersehen ... Aber dieses eine beschäftigte mich. Als ich dem Bauer eines Morgens auf dem Pfad begegnete, nahm ich all meinen Mut zusammen und fragte ihn nach dem Zweck der Sitzgelegenheiten. »Nun, die sind für sie, für wen sonst«, sagte er, und sein Blick blieb an einem Holzstoß hängen, der vor einem Schuppen in etwa zwanzig Metern Entfernung aufgeschichtet worden war. Ein paar Dohlen pickten am Boden. Der Bauer packte mich bei

der Schulter, ich schaute in seine milchig trüben Augen. »Für die Reisende«, sagte er. »Für die Zeugin, die dazu verdammt ist, von Jerusalem nach Konstantinopel zu laufen und von Irland nach Kasachstan. Sie ist einsam bis in alle Ewigkeit, ausgeschlossen von Gottes Gnade und der Gemeinschaft der Menschen. Sie sieht alles und hat ihren Blick auch auf deine Sünden und deine Verfehlungen gerichtet. Selbst die Ruhepause des Schlafes hat Gott ihr genommen!« Er klang wie ein irrer Prediger, der mit Flugblättern in der einen und einer Blechdose in der anderen Hand von Tür zu Tür zieht und um Almosen bittet. Ich konnte es mir nur so erklären, dass irgendeine verfluchte Seele ihm aufgetragen hatte, ihr stets einen Platz frei zu halten für den Fall, dass sie hier vorbeikam. Vielleicht war sie ihm in seiner Kindheit begegnet, und seither lebte er in Angst und in der Erwartung, sie wiederzusehen.

An dem Tag blieb ich nach Unterrichtschluss in der Schule und fragte Herrn Schröder, ob auch ihm der Esszimmerstuhl auf dem umgepflügten Acker aufgefallen sei. Das Ganze, erklärte er, gehe auf eine alte Legende zurück und es überrasche ihn sehr, dass ich nie davon gehört hätte. »Ein Ammenmärchen, das man kleinen Kindern erzählt, damit sie nicht über die Stränge schlagen«, sagte er. »Hat deine Mutter dich denn nie auf den Schoß genommen und dir erzählt, Melmoth beobachte dich?« Meine Mutter, sagte ich, habe mir nie irgendwelche Geschichten erzählt. »Also«, sagte er, »wie du sicher aus der Bibel weißt, gingen die Frauen zu Jesu Grab und fanden es leer vor. Der Stein war beiseitegerollt, und dort in dem Garten erschien ihnen der wiederauferstandene Sohn Gottes. Doch eine war dabei, die später leugnete, den auferstandenen Christus gesehen zu haben. Zur Strafe wurde sie verflucht, bis zur Rückkehr des Messias einsam und heimatlos über die Erde zu streifen. In einer Welt, die unvergleichlich böse ist und unvorstellbar niederträchtig, hält sie immerzu nach der Niedertracht und dem Bösen Ausschau. Sie stellt sich als Zeugin zur Verfügung, wo es keine Zeugen gibt, um eines Tages erlöst zu werden.« Hatte er das wirklich gesagt? Zu mir, dem Jungen, mit dem er bis zu jenem Tag kein Dutzend Worte gewechselt hatte? Es wäre denkbar, denn ich erinnere mich sehr genau, wie er einen Finger an die lange, gefurchte Schrapnellnarbe zwischen Ohr und Schlüsselbein legte. »Wenigstens will es die Legende so«, fuhr er fort, »und die Frau trägt viele Namen: Melmoth die Zeugin, Melmotte oder auch Melmotka – je nachdem, wo man geboren ist. Aber eines darfst du nie vergessen: Sie ist einsam. Ihre Einsamkeit ist uferlos und wird erst enden, wenn die Welt untergeht und Melmoth Vergebung erfährt. Sie erscheint den Menschen am Tiefpunkt ihres Lebens, und nur die Erwählten spüren ihren Blick. Sie heben den Kopf, und plötzlich steht die Zeugin vor ihnen. Angeblich streckt sie dann die Arme aus und sagt: *Nimm meine Hand! Ich war so einsam!*«

Ich erschauerte und fragte, was passiere, wenn man sich auf das Angebot einlasse. Herr Schröder lachte. »Das kann niemand wissen«, sagte er, »denn Melmoth existiert nicht. Doch wenn es sie gäbe und das eigene Leben unerträglich wäre, könnte man wohl mit ihr mitgehen. Aber schlag es dir aus dem Kopf, kleiner Hoffmann. Für Märchen bist du schon zu alt.«

Im Jahr 1936 ereilte meine Familie eine Katastrophe. Die Glasmanufaktur Moser, deren zarte Schüsseln und filigrane Champagnerflöten mit der neuen Fabrikware preislich nicht